



Stadtführerinnen mit Fachkenntnis: Gül-Aynur Uzun (rechts) und ihre Kolleginnen zeigen das Viertel, in dem sie aufgewachsen sind und leben.

FOTO: KULTURBEWEGT E.V.  
180871 FOTO:

# Güls Welt

Einwanderer führen Touristen durch Berlin-Neukölln: Dabei kann man lernen, dass Städte nicht nur aus Häusern bestehen, sondern auch aus Menschen. Und die haben nicht alle ihren Weg in die Gesellschaft gefunden

VON PIA VOLK

Zwei amerikanische Touristinnen flanieren durch die Heidelberger Altstadt. Sagt die eine: „Ist es nicht wunderschön hier?“ Darauf die andere „Oh ja. Und es ist auch noch echt.“ Man vergisst das oft, wenn man unterwegs ist: Jede Stadt ist nicht nur die Heimat echter Altbauten, sondern auch echter Menschen – doch während man als Tourist von Ersteren meist viel erfährt, bekommt man von Letzteren kaum etwas mit.

Nicht so in Berlin-Neukölln. Dort führt Gül-Aynur Uzun Besucher durch die Gassen und Straßen ihrer Kindheit, erzählt vom Aufwachsen in einem fremden Land und den Problemen der Einwanderer. Die 46-Jährige wohnt schon seit 40 Jahren hier und arbeitet für den Verein „Route 44“. Der organisiert Touren durch Neukölln, geführt von Neuköllnern. Gül-Aynur Uzun ist eine von zwölf Stadtführerinnen.

Uzun trifft ihre Gruppe auf der Karl-Marx-Allee, wo sich graue Bauten aneinanderreihen, die Ein-Euro-Läden, Billigkaufhäuser und Gemüsehändler beherbergen. Viele Frauen tragen Kopftücher, einige Männer haben Plastikstühle vor ihre Läden gestellt. Dennoch darf man sich das hier nicht vorstellen wie eine Straße in Istanbul. In Neukölln fließt der Verkehr gleichmäßig, hupen sich die Autofahrer nicht an, und die Leute schreien sich nicht über die Straße zu. In Neukölln wohnen 163 Nationen nebeneinander. Wenn man also den Vergleich sucht, dann müsste es ein Flohmarkt der Vereinten Nationen sein – mit deutscher Platzordnung.

Der Spaziergang führt weg von dem Gewusel der Karl-Marx-Allee, durch kleine

Seitenstraßen in Richtung Richardplatz. Vor einem gelben Haus im Gründerzeitstil mit einer massiven Holztür bleibt Uzun stehen. Ein paar bunte Graffiti sind an die Hauswand gesprüht. In dem gelben Haus ist der Verein „Aufbruch Neukölln“ ansässig, der sich um die Probleme kümmert, die zwischen den Einwanderern und ihren Kindern entstanden sind. „Die Männer haben oft sehr lange am Fließband gearbeitet und ihre Kinder kaum gesehen“, erklärt Uzun. Nun, nach der Pensionierung, seien sie plötzlich mit Halbstarren konfrontiert und wüssten nicht, wie sie mit ihnen umgehen sollen. Viele Frauen lebten noch nach der alten Tradition, die inzwischen selbst in ihrer Heimat schon überholt sei. Mit Gesprächsgruppen für Männer, Sprachkursen und Angeboten für die Frauen wolle der Verein „Aufbruch Neukölln“ innerhalb der Familien vermitteln, erklärt Uzun.

**„Reiches Land, armes Essen“, urteilte die Türkin, als sie nach Deutschland kam**

Dann geht es weiter über das Kopfsteinpflaster, vorbei an herrschaftlichen Häusern, deren Fassaden von Apartmentblocks der Sechzigerjahre durchbrochen werden. Dabei erzählt Uzun von ihrem zweiten Job als Holzwerkerin, die anderen Frauen Sprachkurse vermittelt, als Dolmetscherin zu Elternabenden mitgeht und türkischsprachige Ärzte kennt.

Langsam werden die Häuser niedriger, hier und da wird Fachwerk erkennbar, statt Rollläden gibt es hölzerne Fensterläden, und statt Dachpappe liegen Ziegel auf den Dächern. Die Straße öffnet sich zum

Richardplatz, dem historischen Kern von Neukölln. Der Platz hat etwas Dörfliches mit der alten Schmiede darauf und dem hölzernen Kioskbau. Am Richardplatz steht das Haus von Uzuns Mutter, dort erzählt sie ihre persönliche Geschichte.

„Reiches Land, aber armes Essen“, so habe die Mutter Deutschland zusammengefasst, als sie in den Siebzigerjahren ankam. Damals gab es noch nicht die vielen italienischen Eisdielen und türkischen Dönerbuden. Damals gab es nur ein Land, das Arbeitskräfte brauchte. Deshalb kam Uzuns Mutter und stellte sich als Akademikerin ans Fließband. Der Vater blieb in der Türkei, irgendwann holte sie die Kinder nach und ließ sich scheiden. Die Neuankömmlinge hätten nicht überall wohnen dürfen: Kreuzberg, Wedding und Tiergarten seien ihnen untersagt gewesen. So landete Uzuns Mutter in dem weißen Haus am Richardplatz mit Etagenkleidung und Kohleheizung. Die Berliner waren längst in Häuser mit Zentralheizung umgezogen. Gül-Aynur Uzun ist hier zusammen mit vielen anderen Einwandererkindern aufgewachsen, immer im Glauben, irgendwann gehe es zurück in die Heimat.

Gül-Aynur Uzun verheimlicht und beschönigt nichts. Sie wird nicht laut, ihre Gesten sind ruhig, sie verteidigt niemanden. „Die Hälfte der Einwanderer hat ihren Weg in die deutsche Gesellschaft gefunden, die andere Hälfte nicht“, sagt sie. Ein Problem auch der Frauen. Es habe jene gegeben, die alleine kamen und sich emanzipieren mussten, und jene, die als Anhängsel eines Mannes kamen, Küche und Wohnung kaum verließen.

Uzun spricht viel über den Clash zwischen alter und neuer Heimat, aber auch

vom Zusammenhalt und der Hilfsbereitschaft, während sie die Gruppe zur Gazi Osman Pascha Moschee bringt. Der Weg dauert kaum fünf Minuten, führt über begrünte Gehwege und vorbei an aufgewerteten Apartmentblocks. Die Moschee ist eine von rund 120 Hinterhofmoscheen in Berlin. Es ist kein pompöser Bau mit schlanken Minaretten, sondern ein graues Haus mit mintgrün umrandeten Fenstern. Früher war das Gebäude mal eine Knopffabrik. Den Schlüssel für die Gebetsräume holt sich Uzun in dem türkischen Laden im Vorderhaus ab. Bevor sie die Moschee betritt, zieht sie ihr Kopftuch an und bittet alle, ihre Schuhe auszuziehen.

Drinne, auf dem Boden kniend, erzählt sie, wie drei türkische Geschäftsmänner zusammengelegt haben, um das Haus zu kaufen und auszustatten mit Teppichen und Fliesen im Tulpenmuster. Im ersten Stock beten die Männer, im zweiten die Frauen und im dritten ist ein Jugendzentrum eingerichtet. Die Gruppe sitzt im Gebetsraum der Männer, aber die Frauen würden gerne jenen für Frauen sehen. Uzun schüttelt den Kopf. Touristen dürfen nur in diesen einen Raum. Die Welt der Frauen wird noch immer abgeschirmt.

Wieder auf der Straße geht es zurück zum Richardplatz, vorbei an der alten Schmiede, die heute ein Frauenzentrum ist, hinein in die dörflichen Gegenden, an Orte, die aussehen, als hätten Bauern versucht, sich ihre Idylle in der Großstadt zu erhalten. Orte, so friedlich, dass man fast nicht glauben kann, sie seien echt. Bis man wieder auf der Karl-Marx-Allee steht.

Termine für die Migranten-Touren im Internet unter: [www.route44-neukoelln.de](http://www.route44-neukoelln.de)